

(Nachdruck verboten.)

## Was ist Ruhm?

Roman von Max Kreyer.

44]

„Oh, oh,“ rief Klara aus und setzte ihm einen Stuhl hin, wobei sie fragte, ob sie ihm mit etwas dienen könne. Beglückt nickte er zu ihr empor. „Wenn ich erst hier bin, sitzen Sie mir einmal,“ sagte er wieder. „Ich mache etwas aus Ihnen — ein zartes Engelföpfchen, wissen Sie, wie Sie noch als Kind aussahen, damals in der alten Bude. Es wird ein hübsches Relief, verlassen Sie sich darauf.“ Und als sie ihm dann einen großen Stagnat gegeben hatte, weil sie wußte, daß ihm das die beste Medizin für sein Leiden war, ergriff er ihre weiße Hand und streichelte sie. „Sie sind noch die Beste unter uns allen. . . . Dieser Blankert hat dran schuld, daß ich ganz außer Atem bin; er wird nächsten ein Schnelllaufen abhalten, denn mit seinen Porträts kommt er doch nicht vorwärts. Du, Kempen, weißt Du, er schmiert jetzt das Stück für dreihundert Mark, um Lenbach tot zu machen. Die Konkurrenz ist ihm zu groß. Aber er hat immer Glück. Sein neuer Hauswirt ist mit einer Familie gesegnet, woran er fünf Jahre lang die Miete abmalen kann. . . . Uebrigens, dort könnte ich ganz gut stehen, ohne Dich viel zu belästigen,“ unterbrach er sich und zeigte auf Lorenzens verlassenen Platz.

Blankert stand vor ihm und wippte auf seinen langen, dünnen Stelzen vor Vergnügen hin und her, denn solche Scherze erweckten stets sein lautes Lachen. „Er hat noch meine Portiertochter vergessen,“ warf er dann ein, „die mal ich natürlich ganz gratis, eine hübsche Kröte, sage ich Euch.“

„Das wird ein Pendant zu seinem Lazarus, was die langen Sitzungen anbetrifft,“ witzelte Schmarr weiter. „Schließlich verplempert er sich noch mit ihr. Die Schwiegermutter mußt Du sehen!“

Kempen, der dabei an Frau Munk dachte, gab dem Gespräch rasch eine andere Wendung, indem er auffallend redselig wurde. Wenn Schmarr ein paar Wochen bei ihm bleiben wolle, gern, sehr gern! Das treffe gerade gut mit seiner Reise zusammen, und überdies wäre dann sein Sörgel nicht allein. Man könne niemals wissen, was alles vorgehe.

„Surra, dann badst Du endlich meine Büste,“ rief Blankert lebhaft aus. „Ich bezahl sie Dir, sei versichert. Oder besser, ich male Dich dafür.“

„Dann nimm ich schon lieber Geld,“ sagte der Kleine listig. „Woll'n sehn, woll'n sehn. Kempen, ich danke Dir. . . . Bin Dir überhaupt noch die Putte schuldig; aber ich wollte sie gern in Marmor. . . .“

Kempen beruhigte ihn. Man rief nach Walzmann, der jedoch verschwunden war. Endlich kam er hereingestolpert, an einer großen Mohrrübe knabbernd, die er sich draußen aus einem der Beete gezogen und inzwischen geschabt hatte. „Etwas muß man doch essen, wenn man hier geladen wird,“ sagte er anzüglich, so daß Kempen sofort Klara den nötigen Wink gab, aufzutischen, was noch da sei. Sörgel schleppte Bier heran, und sie wurden vergnügt wie in der früheren Zeit.

Es war Mittag, als sie endlich gingen. Schmarr nahm etwas traurig Abschied von Kempen. „Also es bleibt dabei,“ sagte er leise, „falls nicht etwas dazwischen kommt. Denn siehst Du, manchmal will's mit mir nicht mehr recht gehen. Ich bin ein Heimatloser, das macht's. . . . Aber die Putte bekommst Du, verlaß Dich darauf. Und sollte ich sie nicht selbst bringen, dann nimm sie als letzten Gruß. . . . Und vergiß mich nicht! Ja, ja, ich rede Dummheit, ich weiß es! Also ich komme, ich oder mein Geist.“

Kempen drückte ihm die dünnen Hände mit den langen Fingern, die feucht und kalt waren, und lachte ihn aus, um ihn zu trösten. Als die drei dann wieder draußen waren, der Kleine schweigsam, die anderen beiden auf aufgelegte, quartete Walzmann damit los, was ihm schon längst auf den Lippen gelegen hatte: „Lorenzen hat besser aufgetischt. Die Delikatessen, meine Söhne, die Delikatessen — die verstand er. Kempen ist am liebsten trocken. Aber ein Kerl, ein Kerl! . . . Wo gehen wir jetzt hin?“

17.

Die „Erdrösselung“ erregte in München allgemeines Aufsehen, denn selten hatte man ein Werk gesehen, das so deutlich die gewaltige Sprache eines großen Bildners redete und die Gemüter erzittern machte. Und dieselbe Frage wie in Berlin tauchte auf: „Wer ist Kempen?“ Aber in anderer Weise, nicht halb aus Mitleid geboren, sondern forschend, von heller Neugierde erregt, über den Mann näheres zu erfahren, der mit einem mächtigen Sprung aus dem Dunkel des Unbekanntseins in das strahlende Licht des Ruhms gesetzt war. Dieses Mädchen, dieses Mädchen! Man sah es immer wieder an und fühlte den Schauer mit, der über seine feuchten, schönen Glieder lief.

Die Flut des Lobes, ungetrübt durch Einflüsterung und Abneigung, sickerte auch nach Berlin durch, und zwar in den langen Eigenberichten der großen Blätter, die die Fanfaren für den neuen Mann bliesen in der bestimmten Erwartung, man werde ihn dort oben besser kennen als unten in der Stadt der vielen Bräus, wo aber immer noch beim Klappern der Maßkrüge der Beifall frischer Kunst hell genug erklingen konnte. Und man kannte ihn, erinnerte sich wenigstens, seinen Namen schon gehört zu haben.

„Ist es nicht der mit dem Löwenkämpfer?“ fragte der schwerhörige Munkel, Senatsmitglied der Akademie, eines Abends den kleinen kurzschichtigen Stenzel, als sie sich, heimgekehrt aus der Sommerfrische, zu einem gemeinsamen Gang trafen und so von ungefähr auf die Münchener Ausstellung zu sprechen kamen.

„Löwenkämpfer, Löwenkämpfer!“ schrie ihm der Berggränte ins Ohr. „Es war doch ein Löwenkämpfer!“

„Ei, versteht sich, ich entsinne mich jetzt,“ füstelte die Größe zurück. „Ich versprach mich nur. War eine gute Arbeit, vorzüglich ausgeführt, ganz vorzüglich. Hatte, soweit ich mich entsinne, einen vortrefflichen Platz. . . . Waren Sie nicht gegen die Aufnahme?“

„Aber ich bitte Sie!“ rief Stenzel überlaut beim Wagenrollen. „Sie waren es ja, der an ihm herumrörgelte. . . . verglichen sogar die Bestie mit einer Kuh. Ich aber fand die Gruppe prächtig, einfach prächtig.“

„Aber wie können Sie nur —?“ Sie wurden erst einig, als ihr Gedächtnis sich ganz auffrischte und man Heilke die eigentliche Schuld zumah.

„Ei, versteht sich, er war der Attentäter,“ warf Munkel mit Bestimmtheit ein, dann aber wieder geneigt, diese Behauptung in Frage zu stellen.

Doktor Golding, der nach München gereist war, hatte einen sehr verständnisvollen Artikel über das Werk geschrieben und besonders erwähnt, daß er den „schweigsamen Mann im zugedölpften Rod“ gelegentlich einer Gesellschaft bei Professor Heilke kennen gelernt habe. Und sofort hatte es Stampf für nötig befunden, aus eigener Anschauung nicht zurückzubleiben, was er mit großem diplomatischen Geschick tat, indem er die Frage offen ließ, inwieweit „der berühmte Gastgeber“ schon vor Zeiten dieses Talent erkannt habe, als er es in den engeren Kreis seines Hauses zog. Das alles geschah mit hübschen Wendungen, in denen zum Schluß die Begeisterung der Münchener mit der Zurückhaltung der Berliner abgewogen wurde, die hoffentlich bald das Vergnügen haben würden, selbst zu prüfen und zu ergänzen.

„Man wird ganz verrückt, wenn man so etwas liest,“ flötete Stenzel wieder. „Der gute Felix richtet sich immer nach dem Winde.“

„Ei, versteht sich,“ quiekte Munkel zurück, der diesmal jedes Wort verstanden hatte. „Mich soll's gar nicht wundern, wenn Heilke nächsten sagt, er habe uns nur aufs Glatteis führen wollen. Trau ich ihm schon zu. . . . Wie heißt übrigens die neue Gruppe von diesem Kempen? Erwirgung, he?“

„Erdrösselung, Erdrösselung!“ tutete ihm Stenzel wieder zu. „Sie behalten solche Dinge nie.“

„Erdrösselung, richtig, ei, versteht sich. Sagte ich nicht so? Man hat so viel im Kopf. . . . Seien Sie doch so freundlich, Herr Kollege, sich den Titel zu merken, denn man

Tann nie wissen. Ja. Na, man wird das Ding ja hier zu sehen bekommen. Fahren Sie übrigens noch nach München?"  
 „Was soll ich denn dort?" schrie ihn Stenzel jetzt förmlich an. „Ich habe nicht ausgestellt. Die Münchener können zu uns kommen. Die Herren werden jetzt übrigens immer üppiger, wollen immer ihre eigenen Säle haben. Erst kommen wir doch!"

„Das sage ich auch. Sezession haben wir hier genug. Mehr als zu viel. Kommen Sie mit zu Frederick, einen Schoppen Mosel trinken? Dort sitzt Leitner. Macht jetzt die Plakette für mich zu meinem siebzigsten. Sie wissen wohl schon? Man muß doch hören, was der sagt. Im Verein sitzt ja doch niemand. Höchstens Schuttbauer, und der krawelt den ganzen Abend." Sie waren langsam am Kanal entlang der Potsdamer Brücke zugegangen, und da Stenzel nichts einzuwenden hatte, steuerten sie Arm in Arm auf ihr Ziel los, fast verkrümelte in der Menschenmenge, die in der lauen Herbstluft an ihnen vorbeiwogte, ohne eine Ahnung von ihrer Größe zu haben.

Als auch die Nachricht durch die Berliner Blätter flog, Der Prinzregent habe über Kempens Werk öffentlich seine Bewunderung ausgesprochen und sich eingehend nach dem Künstler erkundigt, fühlte man sich verpflichtet, auf Entdeckungszügen nach ihm auszugehen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## „Maria mit Musik.“

Von Friedrich Werner von Destéren (Wien).

„Weißt, daß es so was bei uns in Oesterreich noch gibt, hält' ich überhaupt nicht für möglich gehalten.“ Der Kadettwachtmeister Baron C., der an diesem Vormittage, drei Tage später als ich, zur Waffenübung eingerückt war, sagte es mit schmerzlichem Nieseln, als wir vom Paradeplatz zum Städtchen schritten. Der Weg war zwar in etwa zwanzig Minuten zurückzulegen, aber ein Vergnügen war das nicht; denn der Staub lag hoch auf der schattenlosen, von der Maisonette durchglühten Straße.

Ich zuckte lächelnd die Achseln. „Hast Du denn noch nie von unseren galizischen Garnisonen gehört, mein Lieber? Wir können uns gratulieren, daß wir Schwadronen in der Stabsstation hier zugeteilt sind. Die drei anderen Schwadronen des Regiments sind viel elender dran.“

Der übermäßig gepflegte junge Baron in seiner funkelnagelneuen, mit allerhand unvorschriftsmäßigem kleinen Luxus geschmückten Uniformen leuchtete und schüttelte den Kopf. „Noch elender? Ist nicht anzudenken.“

„Na, Du wirst's ja sehen,“ versicherte ich ihm. „Das hier ist noch eine Stadt; es gibt aber auch Dörfer mit 100 bis 300 Einwohnern als Garnisonen. — Wo hast Du denn übrigens gedient?“

„Natürlich in Wien in der Freiwilligenkule und dann beim Regiment in Pardubitz. Wie ich zu Weihnachten gesehen hab', daß ich hier herauf zu den Mänen komm' . . . , weißt, da hab' ich gemeint, der Schlag trifft mich.“

Da ich daraufhin nichts zur Erwiderung fand als ein herzloses Lachen, sagte Baron C. die Frage an: „Na, und Du? Dir wird's doch auch nicht anders gegangen sein. Ein Panie bist Du ja auch nicht. Du lebst doch auch in Wien.“

„Und bin in Böhmen ansässig; stimmt“, bestätigte ich. „Aber bei der Affentierung in Prag habe ich erklärt, daß ich mein Freiwilligenjahr bei den Schwarzenberg-Mänen machen will.“

Mein Kamerad sah mich entsezt an und blieb vor Ueberaschung stehen. „Weißt, sich freiwillig nach Galizien melden, das hab' ich noch nicht gehört“, erklärte er dann.

„Nun ja, jeder tut's auch nicht“, gestand ich zu und schritt weiter. „Ich hab einen Freund beim Regiment gehabt, und so kam es. Das Leben in Lemberg, wo die Freiwilligenkule war, war übrigens sehr flott, Karnow ist keine so gottverlassene Garnison, und an die Kaisermanöver, voriges Jahr, denk' ich mit Vergnügen zurück. Wie's hier ist, weiß ich noch nicht recht. Jedenfalls bedauere ich nicht, Galizien kennen gelernt zu haben. Die Schlachta, die Vauern und die Juden, die Landschaft, das ganze Leben hier — alles das ist ungeheuer interessant; Du wirst ja sehen. Für uns Mitteleuropäer ist dieses Stück Asien geradezu ein Erlebnis.“

„Na, ich dan' schön,“ meinte der andere in sehr verächtlichem Tone. „Wenn Du dredig interessant nennst, so ist das Geschmackssache. Ich für meine Person, weißt, bin Europäer. Nach allem, was ich gehört hab', sind die Leute hier mehr Asiaten als Menschen, und die Wangen sind ihre Wappenstein.“

Ich lächelte wieder überlegen. „Glaub' mir, es schadet uns nichts, wenn wir auch das kennen lernen. — So, da sind wir also bei meinem Freund Baruch Milch, der auch Dein Freund werden muß. Komm' mit!“

Mein Kamerad bereitete voreerst meine Absicht, in den Laden Baruch Milchs einzutreten, indem er mich am Karmel festhielt.

„Wozu muß ich denn da hinein? Schöner Freund übrigens. Weißt, ich begreif' nicht, wie man solche Kerls nur anrühren kann. Wenn ich so einen in Wien seh', weich' ich doch auf hundert Schritt aus.“

„Du bist aber nicht in Wien, und hier in Galizien ist man ohne die Juden einfach verloren. Wenn Du Wohnung brauchst, wendest Du Dich an den Wohnungsjuden, für Futter an den Haserjuden, für Möbel an den Möbeljuden etcetera; sonst kriegst Du eben nichts. Ich kann Dir in meinem Zimmer oben im Paradeplatz nur vorübergehend Quartier geben und brauche auch dazu noch ein Bett. Wohnung, Möbel und sonstiges wird Dir mein Freund Milch besorgen, der eine Perle ist. Also komm!“

„Na, schöne Zustand“, meinte kopfschüttelnd und seufzend der Baron und folgte mir mit Duldermiene in den Laden.

Was diesem an Größe und Vornehmheit fehlte, ward durch Schmutz, Enge und Originalität reichlich ersetzt. Möbel und Spezereiwaren, alle militärischen Bedarfsartikel und Haushaltungsgegenstände, Insektenpulver und zugleich Insekten selbst — alles, alles, was man in solch einem galizischen Reite brauchen konnte oder vermeiden wollte, konnte man bei Baruch Milch verlangen und größtenteils auch erhalten, wenn man auf Güte, Schönheit und Neuheit nicht allzu großes Gewicht legte. Der Händler selbst, ein graubärtiger Jude mit Schläfenlöckchen, einen sedigen alten Kaffian am Leibe, das kleine, flache Köppchen auf dem Haupte, führte, als ich mit meinem Kameraden eintrat, eben ein eifriges Gespräch mit einer hübschen jungen Vauerin. Zwischen den beiden stand auf einem Fleckchen des vollgeräumten Ladentisches ein ziemlich großes eingerahmtes Muttergottesbild. Die Vauerin betrachtete es andachtsvoll und verlangend, während der Händler es ihr offenbar gerade angepriesen hatte. Er unterbrach aber sofort seine geschäftlichen Auseinandersetzungen, als er unser ansichtig wurde.

„D, die hochwohlgeborenen Herren Kadetten, was fier e große Ehr“, sagte er. Die junge Vauerin rückte, vor Ehrfurcht fast ersterbend, in eine Ecke, duckte sich ganz klein, als wollte sie sich unsichtbar machen.

Vor den Augen des Barons fanden sichtlich weder das Weib, noch der alte Mann, noch auch dessen Schatzkammer Gnade; er blickte wie angeekelt um sich, führte ein Schnupftuch an die Nase und hatte offenbar den dringenden Wunsch, möglichst rasch dieses reichhaltige Geschäftshaus zu verlassen. Diesen Wunsch teilte ich, der schon Abgestumpfte, aber gar nicht; mich interessierte der Handel, der da im Gange war, und ich forderte den Händler auf:

„Baruch, laß er sich nicht stören! Wir haben Zeit. Was verschachert er da grad?“

Mein Kamerad warf mir einen entsezten, dem Juden einen gnädig billigenden Blick zu, als Baruch dienstbeflissen erklärte: „D, zuerst kommen die hochwohlgeborenen Herren. Kann das Weib nig warten?“

Ich wandte mich jedoch der Vauerin zu. „Sie will also das Bild da laufen?“ fragte ich sie in meinem mangelhaften, halb tschechischen Polnisch.

Das junge Weib zuckte erschrocken, verbeugte sich tief und wollte mir die Hand küssen. Ich wehrte ab und wiederholte meine Frage.

„Ich falle zu Füßen, ich küsse die Hände, hochedelgeborener Herr,“ sagte sie nun. „D, so sehr gerne möchte ich das wunderschöne Bild der hochheiligen Frau mit dem Jesuskinde haben.“

Diese Aeußerung vertrieb sogleich Baruchs Etikettebedenken und gab ihm mit Herz und Hirn, Lippen und Händen dem Geschäfte zurück. „E so e schönes Bild. Sag'n Se selbst, hochwohlgeborener Herr Kadett, ob Se in Lemberg oder Krakau oder sogar in Wien e icheneres gegeh'n hab'n! Hab' ich's doch selbst kommen lassen aus — nu, natterlich aus Wien. Und Se werd'n staunen, wenn Sie hern, was ich verlang' dastier. Ich verlier daran. Aber weil die Marinka is e so e brave Frau, soll je's hab'n um —“ Er unterbrach sich, um zu ächzen und schloß dann mit tränengewürgter Kehle: „um vierzig Kronen, die je kann bezahl'n in acht, in zehn, — wenn Se will, in zwelf Raten. Sag'n Se selbst, hochwohlgeborener Herr Kadett!“

Ich betrachtete das Bild und meinte kopfschüttelnd: „Baruch, ich halte das Bild zwar für ein Pariser Originalgemälde; aber auch dafür sind vierzig Kronen viel.“

Milch geriet in größte Aufregung, streckte die Hände himmelwärts und folgte ihnen mit den Widen. „So soll mich der Schlag treffen, wenn ich nicht hab' gezahlt fünfzig in — nu, natterlich in Wien. Und da hab' ich's bekommen zu e Vorzugspreis. Hochwohlgeborener Herr Kadett, Se werden nig sag'n, daß das Bild is teuer, wenn Se hern, daß es kann singen.“

„Was?“ fragte ich, sah mir das Bild näher an und entdeckte am unteren Rahmenrande einen grünen Faden. „Ah so, spielen, Baruch.“

„Is das e Unterschied? Spielen und singen — is das nig beides e Musik?“

„Na ja,“ gestand ich zu und zog die Schür. Ein Kirchenlied ertönte. Die Vauerin bekreuzigte sich, faltete die Hände und blickte wieder andächtig und verlangend, während Baruch Milch verzückt die Augen himmelwärts drehte und mit einer Hand den Takt zur Musik schlug. Sogar der Baron gab ein Zeichen der Teilnahme von sich; er lächelte.

Als das Lied verklungen war, nahm der Händler gleich wieder das Wort: „Und nu sag'n Se, hochwohlgeborener Herr Kadett, ob das nig is e ganzes Wunder? Hab'n Se schon emal e so e schene un wunderfätige liebe gute Gottesmutter geseh'n? So soll ich selbst nig kommen in Abrahams Schoß, wenn der Mensch, der e so e gute Gottesmutter besitzt und fleißig zu ihr bet't, nig kommen tut zum guten Herrn Christus in die ewige Seligkeit. Sag'n Se selbst!“

Da ich dem Händler das Geschäft nicht verderben wollte, erklärte ich mit würdevollem Ernst: „Recht hat er, Varuch.“

Diese Aeußerung überlegte der Händler sogleich mit freudestrahlenden Mienen in die Landessprache und erklärte der Bäuerin: „Der hochedelgeborene Herr Graf hat grad gesagt, daß es e so was Schenes und Williges auf der ganzen Welt nig mehr gibt. Wenn Du nig kauftst, Marinka, kauft er selbst.“

Zitternde Angst erfüllte die Wäde des jungen Weibes mehr, und rasch, wie verzweifelt stieß sie hervor: „D nein, bitte nicht. Der Jan und ich — wir brauchen so sehr den Segen der gütigen großen Frau Marinka. Und — spielt sie wirklich drei Jahre?“

„Ich geb's Dir schriftlich,“ versicherte Varuch schnell. „Drei Jahr gewiß. Und wenn ihr se gut behandelst — die liebe Gottesmutter, mußiziert se auch acht Jahr.“

„Ich kauf' es.“ Wie ein Schrei kam das von den Lippen der jungen Frau. Sie holte rasch ein Schnupstuch hervor, knotete es auf und sählte dem Händler nickelweise fünf Kronen vor.

Varuch Miß wischte sich den Schweiß von der Stirn. Das Geschäft war gemacht. Wenige Minuten später verließ die Bäuerin den Laden. Mir galt noch ein Danl, meinem Kameraden ein Segenswunsch. Im Budelkorbe trug sie das sorgsam in ein rotes Tuch gebüllte Bild mit sich fort.

„Varuch,“ sagte ich nun streng, „eigentlich ist er ein Nordsgauner.“

„Wieso?“ fragte der Händler entrüstet. „Er redet den Leuten was ein, daß der Segen und die Seligkeit von einem Bild abhängen.“

„Das ha b' ich gesagt? Ich hab' das gesagt? Das soll ich gesagt haben? Hochwohlgeborener Herr Kadett, ich hab' nig gesagt. Aber wenn ich's hab gesagt, ich hab's nig zuerst gesagt. Das sag'n die Leut' selbst. Nu, und wie komm ich dazu, ihnen zu widersprechen, wo es sich handelt um ihren guten Glauben? Soll ich Ihnen verderben den Glauben? Darf ich das tun? Kann ich dastier, daß die Leut' glauben? Seh'n Se, die Haböwa, vom Bruder meiner Frau die Frau, die was in den Derfern alles kauft und verkauft, was es nur gibt, die hat mir erzählt —“

Mein Kamerad war aber schon ungeduldig geworden und fürchtete nun offenbar eine lange Erzählung. „Jetzt ist's aber genug. Du“, erklärte er. „Weißt, ich hab' Dir zulieb' lang genug gewartet. Das Zeug kann einen doch nicht interessieren. Also Sie, Varuch Miß, hören Sie! Ich —“

Ich fiel ihm aber ins Wort. „Sofort. Nur einen Moment noch!“ Und zum Juden gewandt, fragte ich: „Also was hat ihm die Haböwa erzählt?“

„So soll mich der Schlag treffen, wenn das nig wahr ist, daß se hat gefunden, wie se mir hat erzählt, emal in Bielnic — das ist e Dorf, so e vier Stund' von hier, und in Bielnic sind —“

„Was hat die Haböwa dort gefunden?“ unterbrach ich den Händler, um dem Drängen meines Kameraden Rechnung zu tragen. „Auf e Misthaufen hat se gefunden e schenes, ganz gutes Bild, noch ganz neu, von der lieben Gottesmutter. So sind die Leut', hochwohlgeborener Herr Kadett.“

Der Baron sah empört drein. „Na, hören Sie, das ist aber doch —“ meinte er.

Aber ich erkundigte mich. „Und wie kam das Bild dorthin?“

„So sind die Leut', hochwohlgeborene Herren Kadetten,“ erklärte uns Varuch. „Gebet' haben se zum Bild und es gekiezt und verehrt, wie es ihnen is gut gegangen, und hab'n gemeint, es kommt aller Segen nur vom Bild. Und wie dann is das Kind krank geworden und gestorben, was tut der Bauer? Er is hingegangen und hat geflücht und hat gesagt, daß die liebe Gottesmutter is e besse Frau und schuld is an allem Unglück, was ihn hat getroffen. Sag'n Se selbst, was kann e so e armes unschuldiges Bild dastier, wenn im Haus wer krank wird oder stirbt? Aber der Bauer hat genom'n das Bild und es es geworfen auf'n Misthaufen. Vom Bruder meiner Frau die Frau, die Haböwa, hat gerettet das schene Bild und die gute Gottesmutter und hat mir gebracht das Bild.“

Die Erzählung stimmte mich ernst und nachdenklich, und ohne weiteres Scherzwort begann ich nun, für meinen Kameraden zu verhandeln.

## Der „Vorwärts“-Schiller.

Die Werke unserer Dichter können in zweierlei Weise zweckmäßig herausgegeben werden.

Für die völlige Erschließung der Persönlichkeit ist die vollständige Sammlung aller irgendwie bedeutsamen Kundgebungen ihres Geistes notwendig: der Dichtungen, der wissenschaftlichen und kritischen Arbeiten; der Briefe und Tagebuchaufzeichnungen; der Entwürfe und Materialien. Es gibt keinen verständigen Grund, warum man die Werke in derselben Fassung herausgeben soll,

wie sie die Autoren selbst zusammengestellt haben. Der Genius blickt am Ende seiner Entwicklung seine Anfänge mit anderen Augen an als das geschichtliche Urteil, das sich im Bewußtsein der Kulturwelt bildet. Aber auch abgesehen von ihrem veränderten Geschmack sind die Autoren zu ihren Lebzeiten, namentlich in der Zeit unserer Klassiker, nicht frei und unabhängig in ihrem Schaffen gewesen. Sie müssen Rücksicht auf das Publikum, auf den Verleger, auf ihre soziale Stellung und nicht zum wenigsten auf die Rechtszustände nehmen, die das geistige Schaffen beherrschen. Ein von revolutionärer Leidenschaft gärender Kopf wie Herder hat seine geschichtsphilosophischen Werke wesentlich anders geschrieben, als sie zu seiner Zeit gedruckt worden sind; es wäre sinnlos, sie heute nicht so zu veröffentlichen, wie der Verfasser sie in der Freiheit seines Schreibrüchens ursprünglich geschaffen hat. Vollends liegt kein Grund vor, dort Pietät gegen Inhalt und Anordnung alter Ausgaben walten zu lassen, wo die Sammlung der Werke nach dem Tode des Autors von fremder Hand vorgenommen worden ist. So steht es um die früher ausschließlich marktgängigen Gesamtausgaben von Schillers Werken, deren Urbild nicht von dem Dichter selbst, sondern erst nach seinem Ableben von seinem Freunde Körner hergestellt worden ist. Warum sollte man wohl die Körnersche Herausgebereigenschaft für unüberleßlich und unänderlich nehmen? Die Anordnung der Werke wirkt am lebendigsten, wenn man sie nach der Zeit ihrer Entstehung und in der Regel auch in ihrer ursprünglichen Fassung, natürlich ohne pedantischen Datumzwang und ohne Zerreißung des Zusammengehörigen, folgen läßt. Am äußerlichsten ist die Anordnung nach den Schachtelbegriffen der Poetik: Gedichte, Dramen, Romane, Kritiken, geschichtliche Aufsätze usw. Wer die Möglichkeit hat, sich den Genuß der neuen Propyläenausgabe Goethes zu verschaffen, die die zeitliche Anordnung zugrunde legt, dem offenbar sich die Gewalt und Gestalt des Dichters, gerade in dem Nebeneinander von Gedichten, Briefen, Dramen, Erzählungen, Tagebüchern, Journalaufsätzen, in solcher Unmittelbarkeit und Klarheit, daß der Genießer mit dem Schöpfer förmlich lebt und wächst. Hier bedarf es auch kaum der gelehrten Erläuterungen, da sich die vielspaltigen zeitlich folgenden Lebensäußerungen des Dichters gegenständig aufstellen. Dasselbe Prinzip wird auch bei der eben erscheinenden großen Horen-Ausgabe Schillers — der Propyläen-Goethe wie der Horen-Schiller sind von Georg Müller-München verlegt — mit der gleichen glücklichen Wirkung angewandt.

Die zweite Form der Herausgabe ist die Konzentration des Wesentlichen. Hier soll weniger die einzelne Persönlichkeit in all ihren Regungen und Strahlungen sich frei entfalten können, als vielmehr die Bedeutung erfasst werden, die sie in der Geistesgeschichte der Menschheit besitzt. Auch hier ist die zeitliche Anordnung am zweckmäßigsten und auch hier darf man sich nicht auf die „Werke“ im engeren Sinne beschränken, sondern muß alle Aeußerungen des genialen Menschen berücksichtigen. Diese konzentrierten Ausgaben können zugleich, ohne daß der Autor irgend- wie vergewaltigt werden darf, den Bedürfnissen eines bestimmten Leserkreises angepaßt werden.

Längst ist das Bedürfnis einer Sammlung der Dichter und Denker der Weltliteratur für das Proletariat in konzentrierter Form vorhanden. Die Tendenz der Auswahl für diesen Zweck ergibt sich von selbst. Es ist die Tendenz des „Erben“. Das Proletariat als Erbe aller geistigen Schätze soll in solchen Ausgaben die große revolutionäre Entwicklungslinie des menschlichen Aufstiegs erkennen, die durch alle genialen Köpfe der einzelnen bis zu dem in der Sache wirkenden Genie der Masse empordringt. Die großen Gestalter der Phantasie sind auch die vorantämpfenden Freiheitshelden des Geistes. Es wäre die Aufgabe des Herausgebers einer derartigen Klassifizierung für das Proletariat, den vielfach verhüllten und verschütteten Anteil der großen Meister an der revolutionären Entwicklung der menschlichen Kultur stärker zu betonen und deutlicher herauszuholen.

Als ich die erfreuliche Ankündigung las, daß der Verlag der Buchhandlung Vorwärts eine Schillerausgabe veröffentlichen wolle, glaubte ich, es würde endlich der Anfang gemacht, unsere Klassiker aus der bürgerlichen Verdunklung und Verflachung der philologischen Herausgeber zu befreien und uns in dem bürgerlichen revolutionären Schiller zugleich den Ahnen eines proletarischen Schiller zu schenken. Statt dessen erhielten wir eine ganz gewöhnliche Schillerausgabe, die, ohne jede höheren Ansprüche, erheblich zurückbleibt hinter den zu gleichem oder ähnlichem Preise gebotenen Leistungen bürgerlicher Verlage.

Der einzige Wert dieser Vorwärtsausgabe von Schillers Werken besteht in der das Wesentliche kraftvoll zusammengedrängenden biographischen Einleitung Franz Mehrings. Aus dem deutschen Elend der absolutistischen Kleinstaaterei hebt sich eindringlich und lebendig die Gestalt Schillers in all seiner Menschlichkeit heraus. Es ist ein wahrhaftiger erdiger Schiller, nicht der verlassene Glodenfänger mit den himmelan verdrehten Tenoraugen, den Mehring schlücht und frisch vor uns erstehen läßt. Trotz der Knappheit werden auch in dieser Einleitung noch verdienstliche Anregungen für das Verständnis einzelner Werke gegeben, wird manche bürgerliche Legende zerstört. Freilich gebot die Kürze der Darstellung auch eine besondere Behutsamkeit in den Urteilen, deren innere Begründung nicht durch die Sicherheit ihres Ausdrucks ersetzt werden kann. Sollte das Wagnis einmal unternommen werden, Schillers Verhältnis zur Weltleistung Kants (in dessen Bewertung sich gemeinhin nur die Fähigkeit des Urteilenden spiegelt!) in ein

paar Sätzen darzustellen, so müßte um so peinlicher jedes Wort erwogen werden. Hier erscheint nun Schiller als doch gar zu naiv und verständnislos in der Auffassung der Kantischen Ethik. Gewiß ist Schiller nicht in die letzten Tiefen des wissenschaftlichen Systems eingedrungen, aber die Ethik und Aesthetik Kants war für Schiller das größte Erlebnis seines Daseins, das seine ganze geistige Verfassung entscheidend umgestaltete. Wie sehr er immer um die ästhetische Erweiterung und Erweidung der Kantischen Ethik bemüht war, so fühlte und bekannte er sich stets, trotz polemischer Einschränkungen, als der unbedingte und begeisterte Anhänger seiner Sittenlehre. Die imperative Pflicht in den Mittelpunkt der Kantischen Ethik zu stellen, ist nicht minder verfehlt wie die Konzentration seiner Erkenntnistheorie in dem durch die Härterfätigkeit so übel geschundenen „Ding an sich“. Es scheint aber unausrottbar, daß die Autoren, die den Mittelpunkt der Kantischen Lehre derart verschieben, auch nicht einmal zu dem Verständnis dieser von ihnen übermäßig bevorzugten Nebenbegriffe des Kantischen Systems durchzudringen vermögen. Die imperative Pflicht bedeutet nichts weiter als die Sicherung der menschlichen Aufgabe, losgelöst von den dunklen Reizen des Trieblebens und den Wirrungen der Lust- und Anlustgefühle nach vernünftigen Erkenntnissen zu handeln; ein ethischer Grundsatz, nicht unverständlich gerade für das Proletariat, das seinen edelsten Ehrgeiz darin sieht, nach wissenschaftlicher Erkenntnis zu handeln und Politik zu treiben; wie denn die proletarische Ethik der Solidarität in keinem ethischen System eine tiefere Begründung finden dürfte wie in dem Kants. Es geht nicht an, gelegentliche Zufallsäußerungen Schillers dahin zu deuten, daß Schiller von Kants Ethik abgestoßen worden sei, wie es höchst wunderbar für sozialdemokratische Ohren klingt, zu hören, daß die Ethik des neuen einen Fortschritt über die Ethik des alten Testaments bedeutet. Sollte nicht doch die aufrührerische aktive Moral eines Jesajas in einer kämpfenden Klasse mehr Verständnis finden als die weiche, mitleidige Tölpellehre des geduldigen Erduldens und Ertragens im neuen Testament?

Man tut Schiller wirklich Unrecht, wenn man ihm nachsagt, er habe in Kants Ethik nur eine philosophische Verkleidung der zehn Gebote und in seinem kategorischen Imperativ eine Philisterrückende gesehen. Jede Seite seiner philosophischen Aufsätze beweist vielmehr, wie sehr er um das Verständnis der Kantischen Lehre bemüht war, gerade dort, wo er sich kritisch mit ihr auseinandersetzte.

Indessen, diese kleinen Aufstellungen, die man gegen die einzelnen Subjektivitäten der Einleitung äußern könnte, vermögen nicht die Aufklärung zu verdunkeln, die auf so engem Raum für das Verständnis des Dichters geleistet wurde; und diese Bedenken verschwinden völlig, wenn man nun zur Kritik dessen übergehen muß, was nach der Einleitung in dieser ersten Schiller-Ausgabe eines sozialdemokratischen Verlags geleistet worden ist. Von irgendwelcher Herausgeberstätigkeit ist überhaupt nichts zu spüren; ja, kaum von einem sorgsam arbeitenden Metteur; der hätte sicherlich darauf geachtet, daß bei den Gedichten nicht das Inhaltsverzeichnis fehlt oder daß nicht der dritte Band mit Seite 27 beginnt. Ich wage auch nicht die Auswahl der Schriften auf das Konto des Verfassers der Einleitung zu setzen. Dafür sind offenbar rein äußerliche Umstände maßgebend gewesen. Man hat einfach die alte gewöhnliche Körnersche Ausgabe, in Anordnung und Form, genommen und einiges zur Papierersparnis aufs Geratewohl weggelassen. Die wichtigen kleineren Schriften, die die Weltanschauung Schillers ausbreiten, fehlen, darunter gerade solche, die dem Gedankenkreis des modernen Proletariats besonders nahe kommen, so die Vorlesung über Universalgeschichte, mit der Schiller seine Professur in Jena begann, eine ideenreiche Abhandlung, in der im Anschluß an den zuerst von Kant unternommenen Versuch, die Weltgeschichte als ein einheitlich und gesetzmäßig erfahrener Entwicklungsprozess begriffen wird. Daß unter den deutschen Bearbeitungen Schillers, die uns so vertraut gewordene Turandot weggelassen wurde, ist durch keinen ersichtlichen Grund zu rechtfertigen. Man hat also die längst antiquierte Körnersche Ausgabe noch mehr verschlechtert — das ist die ganze Leistung.

Nach unseren einleitenden Betrachtungen bedarf es nicht eines weiteren Nachweises, daß für einen Arbeiter-Schiller jene alte Ausgabe überhaupt nicht als Grundlage gewählt werden durfte. Und wenn man sie dennoch nahm, so mußte man sie vollständig geben, und man durfte auch nicht auf die notwendigen Einführungen und Erläuterungen verzichten. Nichts wäre so widerwärtig, als einen mit alexandrinischer Gelehrsamkeit bespalteten Schiller den Arbeitern zu geben. Aber ohne einzelne, wenn auch noch so sparsame Erläuterungen ist Schiller nicht mehr völlig zu verstehen, und es heißt nur, zu oberflächlichem Hinweglesen über Unverständenes verführen, wenn solche bescheidene Nachhilfe nicht gewährt wird. Aber man hätte sich überhaupt von der seit einem Jahrhundert zu billigen Preisen erhältlichen Ausgabe lösen müssen und uns in dem Sinne, den wir anfangs bezeichneten, ohne jede das Wesen des Dichters bergewaltigende Straßung einen revolutionären Schiller geben sollen. Vielleicht hätte man sich dann bei dem Abdruck des Abfalls der Niederlande mit ein paar Kapiteln begnügen können; ohnehin durfte man nicht, wenn man das Ganze abdruckte, auf eine Einleitung verzichten, die diese Weltbegebenheit nach dem Stande der heutigen Forschung geschichtsmaterialistisch knapp skizzierte. Dagegen wäre der junge Schiller in seiner ganzen Ursprünglichkeit notwendig gewesen. Daß die rebo-

lutionär schäumenden Jugendgedichte, die teils in den schwereren Worten Klopstocks wuchtig schritten, teils in dem volkstümlich herzhaften Ton Bürgers fast bänkelfängereich sich austobten, in der Vorwärts-Ausgabe nicht aufgenommen worden sind, dafür ist schlechterdings kein Grund zu ersehen, außer daß sie in der übernommenen Ausgabe fehlen, und das Bedürfnis dazu ist ja von dem Verfasser der Einleitung trotz der Abweisung an ihrem Schluß durch anerkannt worden, daß zu den wenigen Zitaten, mit denen die Biographie arbeitet, gerade ein paar Verse aus den in der Sammlung fehlenden „Schlimmen Monarchen“ gehören. Und wenn man einmal, weil sich dies Jugendgedicht auch in der Körnerschen Ausgabe findet, die „Männerwürde“ mitteilt, warum nicht in der viel frischeren ursprünglichen Fassung, da das Gedicht noch „Kastraten und Männer“ hieß? Man vergleiche die ursprünglichen Verse:

„O Psui, und Psui und wieder Psui  
Den Glenden! — sie haben  
Verlüberlicht in einem Hui  
Des Himmels beste Gaben“

mit der späteren, ziemlich stillosen Veredelung:

„Schmach dem lombardischen Geschlecht!  
Die Glenden, sie haben  
Verscherzt ihr hohes Männerrecht,  
Des Himmels beste Gaben“

ganz abgesehen davon, daß mangels jeder Erläuterung nicht jeder Arbeiter aus der Volksschule die Wissenschaft mitgebracht haben dürfte, daß der selige Kambabus eine alte griechische Figur gewesen ist, deren Selbstastriktion auch Wielands behaglichen Spott erregte.

Für Arbeiter wäre sicher auch die unterdrückte erste Vorrede zu den Räubern von Interesse gewesen, wie der unterdrückte zweite Bogen des ersten Drucks mit seinen weit schärferen und bestimmteren Angriffen gegen die soziale und politische Ordnung. Da ruft Karl Moor:

„Ueber die verfluchte Ungleichheit in der Welt! Das Geld verrotet in den Kisten ausgedorrter Fideleheringe, und Mangel muß Blei an die kühnsten Begierden des Jünglings legen. Kerls, die gehnmal freipieren, ehe sie ihre Taler auszählen, trippelten mir das Haus ab, ein paar elende Schulden einzutreiben — so warm ich ihnen die Hand drückte. — Nur noch einen Tag — umsonst! — Witten! Schwüre! Tränen — prallten ab von ihrer bodenledernen Seele!“

Um noch ein Beispiel aus der reifen Schaffenszeit zu erwähnen: wir kennen jetzt den Briefwechsel Schillers mit dem Augustenburger, aus dem dann die Abhandlung über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts überarbeitet wurde. Gerade in den wirklich geschriebenen Briefen entfaltet sich zu Anfang das Vernehmen Schillers zum Geist der französischen Revolution viel freier und stürmischer, als in der gedruckten Arbeit. Wie können in den Briefen verfolgen, wie Schiller in seinem begeistertsten Aufschwung allmählich nachläßt, weil er durch die kühle Abweisung des Adressaten sich behindert fühlt. Diese Briefe dürften in einem Arbeiter-Schiller nicht übergangen werden, und gerade ihr Vergleich mit der von Schiller veröffentlichten Fassung ist für die ganze Erkenntnis der Stimmung in der klassischen Periode von großer Wichtigkeit. Ueberhaupt und endlich bilden auch die Briefe Schillers wie der anderen Klassiker eine unentbehrliche Ergänzung zu ihren Schriften und eine gute Auswahl gehört in eine umfassende Sammlung der Werke.

Vergleicht man die große Arbeit und Sorgfalt, die bürgerliche Verleger auf die Ausgabe der Klassiker verwenden, so ist das Unternehmen der Buchhandlung um so betrüblicher. Die große historisch-kritische Ausgabe der Hesseschen Sammlung, die nahezu vollendet vorliegt, zeigt, was auch für verhältnismäßig geringen Preis geleistet werden kann. Je mehr man an den Einleitungen dieser großen Ausgabe und ihrer allzu bürgerlich schwächlichen Bestimmung aussetzen mag — auch die Textkritik beruht auf unsicher tastenden widerspruchsvollen Grundsätzen —, um so stärker ist das Bedauern, daß von uns die Gelegenheit verpaßt wurde, einen freien und wahren Volksschiller herauszugeben.

Soll noch ein Wort über die äußere Ausstattung gesagt werden, über Satz, Druck, Papier und Einband, so ist bei äußerstem Wohlwollen zu bekennen, daß sie zum mindesten nicht besser ist, als was zum Beispiel in den gleich billigen Bongshen Klassiker-Ausgaben geboten wird. Wir wollen nicht annehmen, daß der Verlag der Buchhandlung Vorwärts für seine verfehlte Ausgabe lediglich von dem Ehrgeiz geleitet worden ist, für eine möglichst geringe Anzahl von Pfennigen eine möglichst hohe Zahl von Seiten Papier zu liefern. Auch dieser Stolz wäre nicht einmal befriedigt worden; denn die Warenhäuser bieten einen zweibändigen, 1264 Seiten umfassenden Schiller in „künstlerischen Ganzleinen-Geschenkeinbänden“ für 1,80 M. feil. Auf solchen Wettbewerb der Seitenzahl muß man also wohl verzichten. Die Möglichkeit einer nicht nur ebenbürtigen, sondern auch überlegenen Konkurrenz liegt ausschließlich in dem freien, selbständigen Geist sozialdemokratischer Klassikerausgaben.

Kurt Eisner.